

1994

## Neue Autobiographien von DDR Schriftstellern. Beiträge zur Aufarbeitung der DDR?

Reinhard Andress  
*Saint Louis University*

Follow this and additional works at: <https://newprairiepress.org/gdr>



This work is licensed under a [Creative Commons Attribution-Share Alike 4.0 License](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

---

### Recommended Citation

Andress, Reinhard (1994) "Neue Autobiographien von DDR Schriftstellern. Beiträge zur Aufarbeitung der DDR?," *GDR Bulletin*: Vol. 20: Iss. 1. <https://doi.org/10.4148/gdrb.v20i1.1114>

This Article is brought to you for free and open access by New Prairie Press. It has been accepted for inclusion in *GDR Bulletin* by an authorized administrator of New Prairie Press. For more information, please contact [cads@k-state.edu](mailto:cads@k-state.edu).

## Neue Autobiographien von DDR Schriftstellern. Beiträge zur Aufarbeitung der DDR?

Reinhard Address  
Saint Louis University

Autobiographien von DDR Schriftstellern waren keine Seltenheit noch zur DDR-Zeit. Es sei nur an die poetisch gestimmten Lebensaufzeichnungen in Stephan Hermlins *Abendlicht* (1979) oder Franz Fühmanns *Vor Feuerschlünden* (1982)<sup>1</sup> und an Erich Loests traditioneller erzählte Autobiographie *Durch die Erde ein Riß* (1981)<sup>2</sup> erinnert, ganz abgesehen von stark autobiographisch gefärbten Werken wie Christa Wolfs *Kindheitsmuster* (1976) oder Hermann Kants *Der Aufenthalt* (1977). Doch geradezu auffallend ist die Vielzahl von Autobiographien, die gegen Ende der DDR und unmittelbar danach erschienen sind: Stefan Heym brachte 1988 seinen *Nachruf*<sup>3</sup> zum Druck, und nach der Wende folgten Hermann Kants *Abspann* (1991),<sup>4</sup> Heiner Müllers *Krieg ohne Schlacht*<sup>5</sup> und Günter de Bruyns *Zwischenbilanz* (beide 1992).<sup>6</sup>

Heym muß wesentlich vor dem Ende der DDR mit seinen Aufzeichnungen angefangen haben, in denen es bei seinem langen und beachtenswerten Lebensweg nicht ausschließlich um die DDR geht. Doch stellt die Auseinandersetzung mit diesem Staat einen wichtigen Aspekt der Autobiographie dar. Da Kant und Müller einer jüngeren Generation angehören, rückt bei ihnen die DDR stärker in den Mittelpunkt. Für sie war es zweifellos eine tiefe Lebenszäsur, die sich aus dem Ende der DDR ergab und die als Schreibanlaß zur Auseinandersetzung mit ihrem untergegangenen Staat diente, ein Lebenseinschnitt, der vielleicht vor allem damit zusammenhängt, daß sich die bekannte Ersatzfunktion der DDR-Literatur erübrigt hat. Auf sich selbst zurückverwiesen, schreiben jetzt ehemalige DDR-Autoren Literatur - so Marc Silverman - als "documentation of the process of writing and re-writing, of self-reflection on the nature of the relationship between author and writing. Thus, recent writing tends to appear as reportages, documentations, journalistic articles, essays and *autobiographies* (Betonung d. V.)."<sup>7</sup> Auch de Bruyn hat vor dem Ende der DDR mit seiner Autobiographie begonnen,<sup>8</sup> und wie der Titel seiner Aufzeichnungen andeutet, stellen sie nur einen ersten Band seiner Autobiographie dar. Die DDR wird im Mittelpunkt der Fortführung stehen, doch wird sie auch im ersten Band auf nicht unwesentliche Weise berührt. Im Rahmen der Aufarbeitung der DDR stellt sich die Frage, inwiefern die neuen Autobiographien als gelungene Beiträge zu diesem Prozeß zu sehen sind.

In Heyms achthundert Seiten starkem *Nachruf* - von den vier Büchern das mit der weitaus höchsten Seitenanzahl - lesen wir von den vielen Stationen in seinem ereignisreichen Leben: Im Jahre 1913 als Helmut Flieg in Chemnitz geboren (Stefan Heym ist ein nom de plume), stammt der Autor aus einem bürgerlich-jüdischen Elternhaus. Wegen eines einzigen kritischen Schülergedichts, das die Verbindungen der Reichswehr zur chinesischen Kuomintang-Armee verspottet, gerät er schon 1931 in Konflikt mit deutschen Nationalisten und muß 1933 fliehen, als der Fall wieder in Erinnerung gerufen wird, eine Flucht, die zunächst nach Prag, aber dann in die USA führt, wo Heym an der University of Chicago ein Germanistik- und Journalistik-Studium absolviert. Ab 1937 arbeitet er als Redakteur der antifaschistischen Zeitung *Deutsches Volksecho*, bis das Blatt 1939 eingeht. Danach folgen die Eheschließung mit der amerikanischen Kommunistin Gertrude Gelbin und der militärische Einsatz in Europa im Rahmen einer "Psychological Warfare"-Truppe. Aus Angst vor einer neuen faschistisch gefärbten Verfolgung während der McCarthy-Zeit verläßt Heym 1953 zusammen mit seiner Frau die USA und gelangt über Paris, Prag und Warschau nach Ostberlin, wo er den 17. Juni miterlebt. Die Zeit in der DDR ist durch seine kritische Haltung und die vielen Scherereien um die Veröffentlichung seiner Bücher gekennzeichnet. Überhaupt nehmen die Veröffentlichungsgeschichten seiner Bücher sowohl in den USA als auch in den beiden Teilen Deutschlands viel Platz in Heyms Autobiographie ein.

Der Autor hat handelnd als Jude, Antifaschist, Emigrant und sozialistisch eingestellter Schriftsteller unmittelbar an unserem Jahrhundert teilgenommen. Dieses Leben ist der Stoff eines Romans, "the kind of life", wie Peter Graves in seiner Rezension schreibt, "which, if it were the plot of one of his own novels, would tax even the most credulous reader."<sup>9</sup> Dabei steht Heyms "outsize ego"<sup>10</sup> im Mittelpunkt seines Buches; es ist eine "Selbstfeier" - so Irma Hanke -, in der die "Darstellung der Außenwelt ausschließlich auf ihn und seine Entwicklung bezogen" bleibt.<sup>11</sup> Die hohe Seitenanzahl garantiert eine Fülle der Details, was umso bemerkenswerter ist, als Heym keine Tagebücher geführt, sich nur sporadisch Notizen gemacht zu haben scheint.

Es ist aber so, daß nach dem sehr abwechslungsreichen Leben in Europa und den USA die Lektüre etwa ab Mitte der Autobiographie etwas mühsam und langwierig wird, wenn es wiederholt um die Rangeleien mit DDR-Behörden um Heyms Bücher

geht. In diesem Zusammenhang spricht Klara Droge in ihrer Rezension von einem "spürbaren Bruch".<sup>12</sup> Das scheint auch Heym bemerkt zu haben, denn er schließt seine Aufzeichnungen relativ früh mit dem Jahr 1979 ab, in dem er wegen der ungenehmigten Veröffentlichung seines Romans *Collin* (1979) in Westdeutschland und acht weitere Schriftstellerkollegen wegen ihres offenen Briefes an Honecker, in dem sie gegen die Unterdrückung kritischer Schriftsteller protestiert hatten, aus dem DDR-Schriftstellerverband ausgeschlossen wurden. In dem letzten und kurzen achtunddreißigsten Kapitel versucht er noch einmal, den großen Lebenszusammenhang herzustellen. Bei einem Treffen der alten "Psychological Warfare"-Truppe in New York - das Datum bleibt unklar - gerät er ins Gespräch mit dem inzwischen gebeugten und gebrechlich gewordenen Sergeant Jules Bond. Nur die Augen sind die von früher:

Und auf einmal, im Zauber dieser Augen, verjüngt sich das Gesicht vor ihm, und dem Schriftsteller S.H. ist es, als hätte die Zeit sich zurückgespult, und nicht nur dies eine Gesicht, alle Gesichter im Raum sind plötzlich, wie sie einst waren, damals, als die Dinge noch einfach gewesen, Ja und Nein, und man wußte, wo der Feind steht. (841)

Heraufbeschworen wird der große Kampf gegen den Faschismus, der die Richtung seines Lebens bestimmte und der wenigstens seine anfängliche Begeisterung für den Kommunismus in der Sowjetunion erklärt, zumal dieses Land dem Faschismus am konsequentesten die Stirn bot. Nun aber "verblaßt und verschwindet" (841) das einfache Bild. Das Leben in der DDR hat gezeigt, daß die Dinge erheblich komplizierter geworden sind: Widersacher befinden sich auch im eigenen kommunistischen Lager, und vieles andere hat sich ebenfalls als illusionär erwiesen. Doch genau was die katastrophale Entwicklung des Kommunismus und Heyms Beziehung dazu in Zusammenhang mit der DDR betrifft, bleiben seine Ausführungen merkwürdig diffus und schillernd.

Überblickt man nämlich Heyms Leben wie er es beschrieben hat, drängt sich die Frage auf, woher der Autor die Stärke seines Glaubens an die Richtigkeit des kommunistischen Weges nahm. Für Heym als Juden war die antifaschistische Grundlage des Kommunismus ein sicher nicht zu unterschätzender Antrieb, sich für diese Ideologie zu engagieren. Dennoch reimen sich die starken kommunistischen Bekenntnisse des Autors nicht, wenn man dann in seinen Äußerungen immer wieder religiöses Gedankengut entdeckt. Schon die Erziehung in

einem bürgerlich-jüdischen Elternhaus erschwerte eine unmittelbare Nähe zum Kommunismus und vor allem zur Arbeiterklasse, eine Distanz, die trotz eines von Schiller und Heine beeinflussten Gerechtigkeitssinns bleibt, bedingt vor allem durch sein Intellekt und später in der DDR durch Privilegien. Und wenn Heym schreibt: "Er [Heym] glaubte, mit Heine, 'Wenn ich die Prämisse, daß die Menschen alle das Recht zu essen haben, nicht widerlegen kann, so bin ich auch gezwungen, mich allen ihren Konsequenzen zu unterwerfen'" (602), so scheint das als Erklärung allzu sehr vereinfachend, aufklärerisch allein auf Vernunft beruhend und moralisch anfechtbar. Die Frage, inwiefern Heym wirklich Kommunist war, beantwortet er ohnehin nicht direkt, vielmehr läßt er andere viel Widersprüchliches über ihn in dieser Hinsicht äußern. Fakt ist lediglich, daß er nie Mitglied irgendeiner kommunistischen Partei war, was sicher seiner zeitlebens unabhängigen Haltung unterliegt.

Doch trotz des fehlenden unmittelbaren Bezugs ließ die Stärke des Glaubens an die kommunistische Weltanschauung lange Zeit Heyms Blick für die Schattenseiten ihrer Entwicklung erblinden. Wir lesen z.B., wie er als Redakteur vom *Volksecho* die Moskauer Prozesse der 30er Jahre und den Hitler-Stalin-Pakt rechtfertigend kommentierte und wie er nach 1945 stalinistische Perversionen - vor allem bei einem Besuch in der Tschechoslowakei - beobachtete, ohne daß Illusionen zu zerbrechen schienen. Erst in der DDR beginnt er, sich unverblümt zu äußern, zuerst zu den Zuständen im Zusammenhang mit dem 17. Juni 1953 und dann zu seinen Publikationsschwierigkeiten. Auf der anderen Seite unterwirft er sich aber dieser Zeit gelegentlich DDR-Zensurforderungen und ist sogar für eine "intelligente" (780) Zensur, wobei unklar bleibt, was er eigentlich damit meint. Überhaupt ist die Beziehung zur Machtfrage undeutlich: Die wiederholt angeschnittene Frage der Umstände, unter denen eine Diktatur im Sozialismus sich rechtfertigen ließe, wird nie eindeutig beantwortet. Heym bringt Ulbricht Sympathie entgegen und verteidigt sogar dessen stalinistische Schauprozesse der 50er Jahre, da er verhindert hätte, "daß diese den gleichen tödlichen Ausgang nahmen wie ihre Parallelveranstaltungen in den Bruderländern" (700) - als ob das etwas an der Perversion dieser Prozesse ändern würde! Auch in Bezug auf Honecker fällt die Sympathie auf, besonders als der Ulbricht-Nachfolger die Veröffentlichung vom *König-David-Bericht* 1973 in der DDR ermöglicht. Dabei erkennt der Autor nicht das Willkürliche an Honeckers

Gunstbezeugung, eine Willkür, die dem gesamten System in der DDR unterlag.

Das alles wird größtenteils aus der Zeit heraus erzählt, die Haltungen damals werden kaum aus einer Gegenwartspektive kritisch gesehen oder erklärend motiviert. Einmal spricht er vage von "Anfälle[n] von Gutgläubigkeit" (414) und an anderer Stelle von der Zwickmühle des sozialistischen Schriftstellers, der im Ringen mit dem Kapitalismus Angst hat, der eigenen Sache zu schaden, wenn er die "Widersprüche in ihrer ganzen Stupidität und Brutalität darstellt" (770), dem Gegner also Munition liefert. Doch sind das eher Nebenbemerkungen, die nur bruchstückhaft Heyms Motivationen beleuchten. Vielleicht helfen uns zwei Sätze, die Heym aus einem in Australien gewährten Interview zitiert: "I feel that socialism is our baby. Now if the poor child is cross-eyed, bow-legged and has scabs on its head, you don't kill it, you try to heal it" (773). Aber auch dieser literarische Vergleich kommt Heyms komplexer Beziehung zum Kommunismus nicht bei, denn will man schon dabei bleiben, dann hätte der Autor auch fragen müssen, ob der Sozialismus nicht nur lediglich schielte, o-beinig und grindig war, sondern ob die Deformationen nicht viel tiefer gingen und ob überhaupt von Sozialismus die Rede sein konnte.

Es bleibt noch ein weiterer ungeklärter Widerspruch: Heym verließ die USA aus Furcht von den faschistischen Tendenzen der McCarthy-Zeit und davor, Freiheit und Demokratie würden sich in den USA nicht bewähren. Doch warum harnte er trotz aller stalinistischer Perversionen in der DDR aus? Die Antwort ist vielleicht in einer weiteren Frage zu finden, die Heym im *Nachruf* formuliert: "Und machten der Schmutz und das Blut, die an diesem Kommunismus klebten, den Kapitalismus, den abzulösen er bestimmt war, soviel menschenfreundlicher?" (602) Diese Frage habe, so führt der Autor weiter aus, "das Tun des Schriftstellers S.H. in der Zeit nach dem Zwanzigsten Parteitag" bestimmt, "in all den Jahren, da die Philister, die sich als die einzig wahren und wissenschaftlich autorisierten Kommunisten gebärdeten, ihn als Gegner verschrien, seine Werke unterdrückten, ihm ihre Polizei vors Haus stellten und ihn sogar vor Gericht zerrten" (602). Unklar bleibt dennoch, warum Heym trotz der ganzen geschilderten Perversionen den Kommunismus als den hoffnungsvolleren Weg ansah.

Im allgemeinen scheint uns Heyms Romanwerk mit den unbeantworteten Fragen weiterzuhelfen; dort werden manche in der Autobiographie zu kurz gekommenen Themen ausführlicher behandelt. Doch

hat man dabei die Schwierigkeit, nicht zu wissen, aus welchen seiner Protagonisten Heym eigentlich spricht und ob er mit der Erzählerstimme unbedingt gleichzusetzen ist. Letzten Endes ist man auf Vermutungen angewiesen, so z.B. wenn Erich Loest in seiner Rezension zu Heyms Autobiographie sich der Frage, warum Heym trotz allem in der DDR blieb, gleicherweise mit einer Frage nähert: "Und warum sollte er die unvergleichliche und erschütterliche Bastion, die er sich in der DDR erkämpft habe, aufgeben?"<sup>13</sup> Tatsächlich war es so, daß Heym eine gewisse Sicherheit in der DDR wegen seines internationalen und gesamtdeutschen Ansehens genoß; die DDR hätte an ihrem ohnehin prekären Ansehen schaden nehmen müssen, hätte sie gewagt, den Autor zu verhaften oder auszubürgern. Und Loest wird vielleicht auch recht haben, wenn er davon spricht, daß sich Heym die "Verzweifelung" erspart habe, indem er sich "in keiner Partei und keiner Kirche und nirgends sonst" engagierte.<sup>14</sup> Der Gedanke wäre so zu verstehen, daß Heym dem Kommunismus treu bleiben konnte, indem er streng zwischen dessen idealistischem Gehalt und institutionellen Manifestationen schied.

Es findet sich einiges in Heyms Autobiographie, was erklären mag, warum vieles bei ihm widersprüchlich und diffus bleibt und tiefer ausgelotet wird. Mit Frauen haßt er "tiefschürfende Gespräche" (402), was sich vielleicht auch auf das autobiographische Selbstgespräch übertragen ließe. In der Scheu vor der Selbstanalyse ist eventuell auch der Grund zu suchen, warum Heym, wie bereits in den Zitaten oben zu beobachten war, in seiner Autobiographie als "S.H." in der dritten Person auftritt und auf diese Weise von sich selbst Abstand nimmt, sich selbst fremd bleibt.<sup>15</sup> Kritische Distanz könnte man einwenden, doch in diesem Fall beobachtet sich Heym mehr, als daß er sich mit sich selbst auseinandersetzt. Das erwähnte formale Mittel verhindert eine Nähe zu sich selbst, die eventuell einen leichteren Zugang zu den ungeklärten Fragen seiner Biographie ermöglicht hätte. Die stärksten und bewegendsten Passagen der Autobiographie handeln von der langen Erkrankung seiner ersten Frau Gertrude an Arthritis, deren Tod 1969 durch die Ereignisse 1968 in Prag psychosomatisch beschleunigt wird. Sichtbar wird die Härte der Desillusionierung einer Frau, die sich kommunistischen Idealen verschrieben hatte. Hier gewinnen wir zu einer Person eine Nähe, die wir zum Autor selbst nach Abschluß der Lektüre nicht besitzen.

Bei aller hier geäußerten Kritik ist es aber im *Nachruf* nicht so, daß Heym Tatbestände verschweigt oder verzerrt, um sich reinzuwaschen.

Wiederholt fragt er sich z.B., inwiefern er Verantwortung für den Selbstmord des Vaters trägt, der verhaftet wurde, nachdem Heym in die Tschechoslowakei geflohen war. Und es bleibt selbstverständlich ein großer Respekt vor Heyms Mut und seiner protestierenden Schriftstellerhaltung. Dieses Leben weist aber mehr Brüche auf, als man - sicher naiverweise - erwartet hätte, und zum Verständnis dieser Brüche wird wenig geboten. Im Ausloten der offenen Fragen liegt eine Aufgabe einer künftigen Heym-Biographie,<sup>16</sup> wobei es ebenfalls um Antworten zu der viel allgemeineren Frage gehen wird, wie es überhaupt zum Kommunismus in seiner pervertierten Form kommen konnte.

Zwischen dem Erscheinungsdatum von Heyms *Nachruf* und den drei anderen Autobiographien liegen mindestens drei Jahre und vor allem die umwälzenden Herbstereignisse 1989 in der DDR mit der Wiedervereinigung ein knappes Jahr später. 1991 kam Kants *Abspann* heraus, und während Heyms Aufzeichnungen die DDR gewissermaßen transzendieren, bleibt Kants Lebensweg, wie schon angedeutet wurde, wesentlich stärker an diesen Staat gebunden: Abgesehen von der Jugend in Hamburg und Parchim - Kant ist 1926 geboren - und dem kurzen Dienst in der Wehrmacht geht es hauptsächlich um die ABF-Zeit in Greifswald und dann die lange Karriere als Schriftsteller und Funktionär in der DDR. Bleibt die Chronologie bei Heym noch übersichtlich, wird sie bei Kant von assoziativen Ausflügen unterbrochen, die oft ins Schwatzhafte ausufern. Das kennen wir schon von seiner Prosa her, wo es noch angehen mag, doch in der Autobiographie eines so umstrittenen Mannes hätte man auf Klarheit gehofft und nicht, daß wichtige Punkte barock zugedeckt werden. Damit widerspricht der Autor auch seinen eigenen Vorsatz: "Wer sich ans autobiographische Sagen macht, hat nicht bedeutend zu sein, aber was er sagt, sollte etwas bedeuten" (155). Immerhin dreht es sich bei Kant um einen erfahrenen Schriftsteller, der wie alle der Autoren hier die DDR intim kannte und von dem man dann in der Autobiographie viel Allgemeingültiges über das Scheitern dieses Landes und seinen Anteil daran erwartet hätte.<sup>17</sup>

Womit nicht gesagt werden soll, es gebe nichts dazu und die Lektüre lohne sich deshalb nicht. Da ist vielleicht vor allem das elfte Kapitel mit der "Aktion Sabberlatz" zu nennen, in dem Kant schildert, wie er bei dem Berliner SED-Parteisekretär Günter Schabowski anfragte, ob auch in der DDR ein Kinderlatz nach westlichem Muster produziert werden konnte. Die längere Anekdote ist sicher satirisch überhöht, doch insofern aussagekräftig, als

die DDR wirtschaftlich dem Untergang geweiht war, wenn hohe Funktionäre wegen der Produktion eines alltäglichen Gebrauchsgegenstandes bemüht werden mußten. In dem letzten zweiundzwanzigsten Kapitel sind einige weitere Anekdoten nachzulesen, die Ähnliches zeigen. Man muß sie aber aus einem ansonsten nicht sehr übersichtlichen Text herauslösen, in dem eine Vielzahl von anderen Anekdoten eher an "name-dropping" leiden. Wie de Bruyn in seiner Rezension zum *Abspann* kann man vermuten, daß es sich dabei um eins der Modelle dreht, "mit denen er sich der Selbstauseinandersetzung entzieht."<sup>18</sup>

Schon in den ersten Zeilen erzählt uns Kant den unmittelbaren Schreibanlaß für seine Memoiren: "Ich sei, hat meine Mutter dem Fernsehen erzählt, ihr regierbarstes Kind gewesen. Die Mitteilung löste Gegensätzliches aus: Sie hielt mir den Atem an und setzte diesen Bericht in Gang" (5). Es ist ein Bericht, in dem der Autor zeigen will, daß er zu DDR-Zeiten nicht regierbar war. So führt er z.B. an, wie er damals in einem westdeutschen Radio-Interview Brandts Ostpolitik machbar fand, sich dabei den Ärger der DDR-Mächtigen einholte und dafür ein dreijähriges Druckverbot seines zweiten Romans *Impressum* (1972) einstecken mußte. Als Präsident des DDR-Schriftstellerverbands habe er sich dann für die Publikation zensurierter Werke eingesetzt; die zweite Auflage von Erich Loests *Es geht seinen Gang...* (1979) und die ersten Auflagen von Erwin Strittmatters *Der Wundertäter III* (1980) und Christoph Heins *Horns Ende* (1985) gehen anscheinend auf sein Konto. Was den Schriftstellerverband während seiner Amtszeit betrifft, schreibt Kant:

Ich weiß nicht, ob man von Herunterwirtschaften sprechen kann, wenn innerhalb von zwei Wahlperioden aus einem angesehenen, aber sehr ergebnen Verein ein Berufsverband entstand, der nicht nur seinen Mitgliedern äußerst wichtige Rechte verschaffte, sondern zunehmend Einfluß auf gesamtgesellschaftliche Dinge gewann. (180)

Das alles mag mehr oder minder stimmen, doch es kommt ein großes Aber das Kant nicht zugibt, aus seinem Text dennoch herauszulesen ist und zeigt, daß er sich letzten Endes immer wieder unterordnete. In der Brandt-Angelegenheit wurde er unter Druck schnell wieder zum kalten Krieger, als er seine "Auskunft an Bedürftige" schrieb, in der er behauptete, die andere Seite betriebe seine "Aufrichtung als Hermannsschlacht-Denkmal gesamtdeutschen Gemeinsinns", und es dann leicht hatte, "das hypertrophe Bild zu zerstören" (313). Die

Lektüre des Aufsatzes ist Kant heute nicht angenehm, doch half er ihm, "ein Verfasser zu bleiben" (314). Von opportunistischer Unterordnung ist keine Rede. Bei seinem Einsatz für die angeführten Bücher muß man sich fragen, bei wievielen anderen unterdrückten Büchern Kant wiederum nichts tat und somit indirekt zur Zensur beitrug. In Sachen Schriftstellerverband fallen einem dann schnell die im Zusammenhang mit Heyms Autobiographie erwähnten Ausschlüsse 1979 ein, bei denen Kant in einer entscheidenen Rede offensichtlich als Büttel des Staates funktionierte, so sehr er sich herausreden möchte. Im zwanzigsten Kapitel setzt sich der Autor mit dieser Sitzung im Roten Rathaus Ostberlins auseinander, doch das Schuldbekennnis, das Kant dabei ablegt, wird völlig "zerredet", wie de Bruyn zusammenfaßt:

In ihm sagt er, daß er etwas ihm leid täte, aber nicht alles und nicht in bezug auf jeden, und daß man dieses und jenes berücksichtigen müsse, und Engel seien die Betroffenen, die unfairerweise die Westmedien benutzen, auch nicht gewesen, mit ihm hätte man doch vertrauensvoll reden können und im übrigen habe er zwar unrecht bekommen, aber nie ein Unrecht begangen, trotzdem bitte er um Verzeihung, aber nur die, die er damit wirklich auch meine, und wenn er schon Schuld auf sich nähme, müsse er auch an die Mitschuldigen erinnern. "Mitschuld trug, wer uns so in die Ecke drängte, daß wir nur noch wütend um uns schlagen konnten." Mit den Mitschuldigen sind also die Opfer gemeint.<sup>19</sup>

Kant gesteht einerseits ein, man hätte sich damals auf eine Statutendebatte einlassen sollen, um sich großzügiger gegenüber den protestierenden Kollegen zu verhalten. Andererseits impliziert er aber, der sich aus einer Statutendebatte ergebende Widerspruch zur Staatsmacht hätte die Existenz des Verbandes gefährdet, und an dieser Klippe hätte er den Verband durch sein Auftreten damals vorbeigesteuert: "Nur ein, wenn auch angeschlagener, so doch vorhandener Verband konnte die Interessen von Schreibern und Lesern, also auch die Interessen von Verlegern und Buchhändlern, also wichtige Interessen der gesamten Gesellschaft wirksam vertreten. Er hat es getan, und ich sorgte, daß er vorhanden blieb" (478). Ob der Verband wirklich so gefährdet war, ist schon deshalb fraglich, weil jede kommunistische Regierung eine solche Institution zwecks Einbindung der Schriftsteller brauchte, ganz abgesehen davon, daß es bei Kant sicher auch um seinen eigenen Machterhalt ging. In dem

Zusammenhang kann man mit Joachim Walther übereinstimmen, dem Herausgeber des 1991 erschienenen *Protokoll eines Tribunals*, einer Dokumentation der Ausschlüsse, als er in einem Interview sagte: "Es müßte heißen: Ich sorgte dafür, daß ich, Hermann Kant, als Verbandspräsident vorhanden blieb."<sup>20</sup> Daß Kant immer im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen wollte, ist bereits in seinen Jugenderinnerungen im *Abspann* zu beobachten, und von dieser Eitelkeit war es sicher letzten Endes nur ein psychologisch logischer Sprung zur vehementen Verteidigung der errungenen Macht als Verbandpräsident, die die Aufmerksamkeit garantierte.

Ist Kant auch gegen einzelne Dummheiten des Staates vorgegangen, so geschah das jedoch, ohne die diesem Staat unterliegenden stalinistischen Strukturen systemimmanent zu kritisieren. Hier könnte man sogar argumentieren, Kant habe durch sein geschicktes Handeln im Rahmen des Systems dieses sogar "unangreifbarer" und "effizienter" gemacht,<sup>21</sup> also systemstabilisierend gewirkt. Es drehte sich letzten Endes um "Korrekturen", so Fritz Rudolf Fries in seinen Ausführungen zum *Abspann*, die "nichts weiter gewesen als ein Öffnen von Dachluken, wo es darauf angekommen wäre, Fenster und Türen aufzustoßen."<sup>22</sup> Wenn der Schriftstellerverband unter Kant wirklich eine etwas entferntere Staatsnähe genoß, dann hätte er als dessen Präsident sicher mehr als Dachluken öffnen können. Die Tatsache, daß er im Herbst 1989 für den neuen Generalsekretär Egon Krenz eine Rede für eine Kundgebung im Berliner Lustgarten schrieb, zeigt, daß er sich zu einem entscheidenden Zeitpunkt immer noch im Lager der Diskreditierten befand.

An einer Stelle weiß sich Kant sehr bittere, aber wichtige Fragen zu stellen:

Ich habe vieles unterlassen, weil ich fürchtete, es werde der anderen Seite dienen - wozu also, fragt sich heute, habe ich es unterlassen? Ich übte Disziplin, weil ich weder Anarchie noch Gelddiktat wollte, und womit habe ich es nunmehr zu tun? Den ändern hätten wir uns weggenommen, sagte ich, sie wollten uns wiederhaben, sagte ich, aber was sage ich, wo sich Geschichte trüchnohrs bewegt, den meinen jetzt? Und was sage ich mir? (531)

Angesichts der vorangegangenen fünfhundert Seiten großer Beredsamkeit ist es schwierig, Kant die relative Sprachlosigkeit abzunehmen, die nach diesen Fragen folgt - zwei Seiten weiter lesen wir die letzten Zeilen seiner Autobiographie. Ist Kant wirklich am Ende seines Lateins gewesen? Warum er nicht so kritisch gegen die DDR und sich selbst

vorgeht, wie man es erwartet hätte, wird in seinen soeben zitierten Fragen vielleicht angedeutet und kann durchaus mit den vielen problematischen Aspekten des Einigungsprozesses zusammenhängen, die unter dem Stichwort "Abwicklung" stehen. An einer früheren Stelle lesen wir eine weitere Frage Kants: "Wie kriege ich angesichts des liquidierten Verbandes und der demontierten Akademien, angesichts abgewrackter Universitäten und zerhackter Kulturstrukturen, angesichts unbezahlter Lehrer und unbezahlbarer Bücher, wie kriege ich angesichts dessen die erforderliche Zerknirschung hin?" (439). Gut, dann hätte der Autor aber mit seinen Memoiren warten sollen, um weniger durch die Gegenwart belastet die der Objektivität förderliche Distanz zur DDR und seiner Rolle darin zu gewinnen. So wie die Autobiographie jetzt vorliegt, hält "der fehlende Abstand lediglich die Polemiken von gestern" fest.<sup>23</sup>

Aus dem zeitlichen Abstand hätte sich Kant vielleicht auch dazu durchgerungen, auf seine eigene langjährige und recht willfähige Stasi-Tätigkeit einzugehen, die im *Abspann* mit keinem Wort erwähnt wird.<sup>24</sup> Die geschilderten ausländischen Geheimdienst- und Stasi-Anwerbungsversuche tut er in bester Kantscher Manier auf lustig pointierte Weise als erfolglos ab. Und wenn Kant schon in so einer grundlegenden Angelegenheit nicht ehrlich ist, muß man sich fragen, wo er ansonsten noch in seiner Autobiographie die Wahrheit verzerrt, womöglich manches erfunden hat, um, wie es Günter Kunert in seiner Rezension formulierte, "sich selber reinzuwaschen."<sup>25</sup> Im *Abspann* baut Kant kräftig an seiner eigenen Legende.<sup>26</sup>

Obwohl hinten auf dem Schutzumschlag von Heiner Müllers *Krieg ohne Schlacht* "Eine Autobiographie" steht, ist sie am wenigsten eine im traditionellen Sinn. Der Text beruht nämlich auf Gesprächen, die Katja Lange-Müller, Helge Malchow und Renate Ziemer auf einer karibischen Insel während der Zeit des USA-Irak-Golfkriegs mit dem Autor führten<sup>27</sup> und die ihren Interviewcharakter bewahren, indem die Fragen im Text abgedruckt sind. Dabei geht es um Müllers Jugend (1929 geb.) in Sachsen und Mecklenburg und nach 1951 um die Jahre in Ostberlin, wo er mit seinen Stücken bald in Konflikt mit der Staatsmacht geriet. Wie in Heyms Autobiographie nehmen auch bei Müller die DDR-bedingten Schwierigkeiten um seine literarische Produktion lange Passagen ein. Der Autor hat hier ein Buch "zusammengeredet",<sup>28</sup> und wenn er auch den Text überarbeitet hat, so bleibt es noch Plauderton. Insgesamt haben die Aufzeichnungen etwas Unfertiges an sich.

Unfertig sind sie auch in der Hinsicht, daß man Müller dieselbe Unterlassung wie Kant vorwerfen kann: das Verschwiegen einer langen, regelmäßigen und für Müller bis in die Endphase der DDR hineinreichenden Mitarbeit für die Stasi.<sup>29</sup> Eine indirekte Erklärung für das Verschwiegen finden wir vielleicht, wenn wir von der Distanz des Autors zu seinem Staat lesen: "Der Aufenthalt in der DDR war in erster Linie ein Aufenthalt in einem Material" (113). Das würde bedeuten, daß sich Müller nicht dem Kontakt mit der Stasi scheute, da es sich dabei um die DDR drehte und diese Organisation somit ein "Material" darstellte, das es auszuschlachten galt und als bloßer Stoff nicht unbedingt den Weg in die Autobiographie finden mußte. Der Autor hat auch anscheinend manche Passagen zur Stasi aus dem Manuskript gestrichen.<sup>30</sup>

Ein weiterer Aspekt von Müllers Stasi-Mitarbeit liegt eventuell in seiner kompromißbereiten Haltung zur DDR-Staatsmacht und ihren Institutionen. Zur Verteidigung einer Selbstkritik, die der Autor während der Affäre um die "Umsiedlerin"-Aufführung (1961) vor dem Schriftstellerverband abgab, lesen wir:

Ich konnte mir eine Existenz als Autor nur in diesem Land vorstellen, nicht in Westdeutschland. Ich wollte ja nicht nur dieses Stück geschrieben haben, sondern auch noch andere Stücke schreiben. Knast war keine Alternative, und weggehen war auch keine. Meine eigentliche Existenz war die als Autor, und zwar als Autor von Theaterstücken, und die Realität eines Theaterstücks ist seine Aufführung. (181)

Dazu kommt, daß Müller die DDR auch deshalb schätzte, weil "eine Diktatur für Dramatiker farbiger als eine Demokratie" (112) ist. Wenn man diese Zitate nun im Zusammenhang mit dem Satz: "Mir war das Schreiben wichtiger als meine Moral" (180) sieht, dann wird es klar, daß Müller weniger Skrupel besaß - vielleicht auch gegenüber der Stasi -, wenn es um die Erhaltung seiner Schreibexistenz in der DDR ging. Die Selbstkritik damals verschaffte ihm "zwei Jahre Ruhe" (184) zum Schreiben, und es ist aufschlußreich, was der Autor drei Seiten weiter über Brecht äußert: "Ohne Hitler wäre aus Brecht nicht Brecht geworden, sondern ein Erfolgsautor. 'Dreigroschenoper', 'Mahagonny', das wäre glänzend weitergegangen, aber Gott sei Dank kam Hitler, dann hatte er Zeit für sich" (187). Dem "Gott sei Dank" möchte man widersprechen, doch es ist etwas Wahres daran, was sich auch auf Müller beziehen läßt: Ohne die DDR, die Erlebnisse dort und die

weitgehende Isoliertheit wäre aus Heiner Müller nicht der Heiner Müller von heute geworden.

An dem Autor fällt ebenfalls eine Distanz zum der DDR unterliegenden kommunistischen Ideal auf:

Ich weiß nicht, ob mir das so wichtig war, diese SED-Mitgliedschaft, politisches Engagement überhaupt. Nein so einfach ist das nicht. Natürlich hat es mich beschäftigt, aber es gibt da einen Kern, der von allem unberührt war bei mir. Der war von der Nazizeit unberührt und von der Zeit danach auch. Ich konnte zum Beispiel über den "roten Imperialismus" stundenlang reden. Das war nichts Existentielles. Was dieser Kern war, weiß ich nicht. Wahrscheinlich das Schreiben, ein Bereich von Freiheit und Blindheit gleichzeitig, völlig unberührt von allem Politischen, von allem, was draußen vorging. Meine Sache war die Beschreibung. (64)

Wodurch das Potential des Leidenschaftlichen, des eindeutig Pateiergreifenden für den Kommunismus verlorenging, ist in der Autobiographie nicht direkt festzustellen, aber vielleicht zu erahnen, wenn wir erfahren, daß Müller bereits 1944 im Alter von fünfzehn Jahren von seinem sozialdemokratisch, aber antikommunistisch eingestellten Vater ein Buch über Stalins Straflager zu lesen bekam, nämlich Karl Albrechts *Der verratene Sozialismus* (1942). Später im Vorfeld der SPD/KPD-Vereinigung in der DDR mußte Müller dann noch beobachten, wie sein Vater unter Druck gesetzt wurde, für das Zusammengehen der beiden Parteien aufzutreten. Da blieb bei Müller wenig Platz für Illusionen. Allerdings lesen wir auch folgendes in *Krieg ohne Schlacht*: "Das war auch in meinem Denken: eine Diktatur um den Preis des Aufbaus einer neuen Ordnung, die vielleicht noch entwickelbar ist, eine Diktatur gegen die Leute, die meine Kindheit beschädigt hatten" (181). Hier merken wir, daß Müller nicht ganz so unbetroffen von Idealen war, wie er uns glauben machen möchte, doch als Grundtendenz seines Wesens bleibt die beobachtende Distanz zu seiner Umwelt. Fritz-Jochen Kopka spricht in seiner Rezension treffend von einem "Verschwinden des Individuums in der Arbeit".<sup>31</sup>

Da ist es nicht weiter verwunderlich, wenn Müller wenige Freunde hat: "Es sind wohl nicht viele, jedenfalls werden es immer weniger außerhalb von Arbeitsbeziehungen" (335). Und die Distanz zu Mitmenschen nahm dann eine erschreckende Form in der Beziehung zu seiner zweiten Ehefrau Inge Müller an, die mit ihren Kriegeserlebnissen nie fertig wurde, 1966 Selbstmord beging und deren

posthum veröffentlichter Gedichtband *"Wenn ich schon sterben muß."* *Gedichte* (1985) von ihren existentiellen Bedrängnissen Zeugnis ablegt. Obwohl Müller sie wiederholt von ihren Selbstmordversuchen abhielt, resümiert er: "Und irgendwann hatte ich auch wirklich die Haltung: Wenn sie sterben will, dann ist das ihre Sache" (210). Hier spricht eine Kälte, die schwer zu akzeptieren ist, und man möchte meinen, Müller verdränge Tieferliegendes.

Die Distanz zu sich selbst und Mitmenschen, zur Umwelt und zu Idealen hat aber bezeichnenderweise auch positive Auswirkungen, so z.B. in Müllers schon früh ausgeprägter Aufnahmefähigkeit für skurrile Geschichten und Anekdoten, die im ersten Teil des Textes immer wieder auftauchen und ohne Pathos ein Bild vor allem der Schattenseiten der unmittelbaren Nachkriegszeit und der Aufbauphase der DDR vermitteln. Da ist z.B. die Geschichte von einem Deutschen, dessen Uhr von einem russischen Besatzungssoldaten gestohlen wird. Als der Mann es dem sowjetischen Kommandanten meldet, läßt dieser seine Soldaten antreten und den Mann den Dieb heraussuchen. Der Kommandant erschießt den Täter auf der Stelle. Oder Müller erzählt die Geschichte von Gladow, an dem das erste Todesurteil der DDR vollstreckt wurde. Bei diesen Geschichten und Anekdoten geht es um die nackte Wirklichkeit, und dem Autor stand hier nie ein Idealismus im Wege, der diese Schattenseiten verdrängt oder versucht hätte zu beschönigen.

Müllers Distanz bringt auch eine objektivierende Sicht mit sich, die es ermöglicht, manche Aspekte des Sozialismus und der vierzigjährigen Existenz der DDR knapp und enthüllend zu umreißen, zwar nicht vollständig ausformuliert, aber doch zum Nachdenken anregend. Dem zweiten Teil des folgendes Satzes möchte man ein "Auch" hinzufügen, doch ansonsten enthält er einen Kern Wahrheit: "Die ersten Gefangenen des Systems sind die Führer, die herrschende Schicht ist die unterdrückte" (97). Auf aufschlußreiche Weise beleuchtet Müller an anderer Stelle den antifaschistischen Grundpfeiler der DDR Staatsgründung:

Der verordnete Antifaschismus war ein Totenkult. Eine ganze Bevölkerung wurde zu Gefangenen der Toten. Durch den nachträglichen Gehorsam der überlebenden Besiegten gegenüber den siegreichen Toten der Gegenpartei, ... , verloren die Toten des Antifaschismus ihre Aura. Die Replik auf die Konzentrationslager war "das sozialistische Lager". Es selektierte auch noch seine Toten. (364)

Und um einen Kern Wahrheit geht es ebenfalls in der folgenden Aussage: "Die DDR ist im Grunde mehr von der Staatssicherheit aufgelöst worden, durch Überproduktion von Staatsfeinden, als von den Demonstrationen" (217). Es sind die erwähnten und andere Geschichten und Anekdoten und das Prägnante nicht nur der zitierten Aussagen, die trotz des Verschweigens der Stasi-Mitarbeit *Krieg ohne Schlacht* zu einer anregenden Lektüre über die DDR machen, eine Lektüre, die der Autor aber mit dem Schutzumschlag seiner Autobiographie ironisch und postmodern zu kommentieren scheint. Dazu schreibt Pam Allen: "But his final work is expressed on the cover itself: the front shows the contemplative artist holding his imported cigar, unbothered by dirty fingernails, and the back captures him blowing smoke in the face of any reader who insists on taking him too seriously."<sup>32</sup>

Wie schon angedeutet, besteht der Text zu einem großen Teil aus längerem Kommentar zu den Quellen, der Entstehungsgeschichte, der Aufführung bzw. dem Aufführungsverbot und den Publikations-schwierigkeiten seiner vielen Stücke. Besonders im Zusammenhang mit der "Umsiedlerin"-Affäre 1961 ist die Lektüre informativ; das ewige Hin-und-Her um dieses Stück enthüllt nicht wenig über die internen Widersprüche in den kulturpolitischen Machtstrukturen der DDR. Ergänzt werden Müllers Aussagen zu der Affäre durch zahlreiche Dokumente, die sich in einem Anhang befinden. Auf die Dauer wird aber die Lektüre über die Schwierigkeiten, die der Autor in der DDR im Zusammenhang mit jedem seiner Stücke erfahren mußte, ähnlich wie bei Heyms etwas langwierig und "flach".<sup>33</sup> Hier empfiehlt sich die Autobiographie eher als Nachschlagewerk für Müller-Forscher.<sup>34</sup>

War von dem Dramatiker Müller vielleicht gar nicht episches Erzählen zu erwarten, so kommt man aber in de Bruyns *Zwischenbilanz* voll auf die Kosten. Selbstverständlich steht der Autor im Mittelpunkt des Erzählens, doch zieht er oft seine eigene Person zugunsten vignetteartiger Schilderungen zurück, die einen Panoramablick bieten, viel Atmosphärisches einfangen und auch plastisch unvergeßlich Grauensvolles hektisch vor Augen führen. Ob er beispielsweise das Erlebnis der ersten Kinos beschreibt, von katholischer Erziehung seiner Jugend erzählt, den reibungslosen Übergang zum Krieg und die schrecklichen Erlebnisse darin schildert oder eine Vielzahl von kurzen Porträts seiner Verwandten, Freunde, Lehrer oder Mitsoldaten entwirft (z.B. von den Eltern und Brüdern, der Tante Freidel, Jörn, dem Assessor Krätze oder Long Pat), es entsteht ein Bild einer

"Jugend in Berlin" - so der Untertitel. Hier herrscht weniger Egoismus als in den anderen Autobiographien, die Zeit an sich zwischen dem Ende der 20er und dem Anfang der 50er Jahre gewinnt breiteren Raum.<sup>35</sup> Bezeichnend ist hier schon der Schutzumschlag, der nicht wie bei Kant und Müller vorne ein Bild des Autors (Heym sieht man hinten auf dem Umschlag), sondern eine Abbildung von Lovis Corinth's "Schloßfreiheit in Berlin" zeigt. De Bruyn ist in Kleinformat erst auf der hinteren Innenseite des Umschlags zu finden.

Der Autor ist 1926 in Berlin geboren, und die erzählten Stationen in seinem Leben sind die Kindheit während der letzten Zerfallsphase der Weimarer Republik, die Erfahrung der nationalsozialistischen Machtwillkür, die Leiden als freudloser Soldat und als Dorfschullehrer am Anfang der DDR. Es fehlt hier ein großes Stück DDR-Leben des Autors, doch die Erklärung dafür ist im Titel und im ersten Absatz des Textes zu finden: "Mit achtzig gedenke ich, Bilanz über mein Leben zu ziehen; die Zwischenbilanz, die ich mit sechzig beginne, soll eine Vorübung sein: ein Training im Ich-Sagen, im Auskunftgeben ohne Verhüllung durch Fiktion"(7). Im Zusammenhang mit dem Thema dieses Aufsatzes wird somit die Frage wichtig, inwiefern durch die "Vorübung" die Voraussetzungen geschaffen zu sein scheinen, um in einem zweiten Band ein Bild der DDR zu entwerfen, das nicht an den Schwächen leidet, die in den anderen Autobiographien zu beobachten sind.

Schon de Bruyns panoramaartiger Blick ist vielversprechend und wird durch einen vorsichtigen Erzählton ergänzt, der einfühlsam schildert, selbstkritisch hinterfragt, Verklärungen zugibt, eigene Verdrängungen erkennt und weiß, daß nicht alles transparent sein kann, gelegentlich aber auch betont, wenn es um die nackte Wahrheit geht. Einen noch wichtigeren Platz nimmt aber die früh angesprochene "Unfähigkeit zum Leben im Kollektiv" (27) ein, vor allem im Hinblick auf den Sozialismus in der DDR. Das ist nicht viel anders als bei Heym und Müller, doch scheint sie bei de Bruyn besonders ausgeprägt gewesen zu sein. Bedingt ist diese Qualität z.T. durch die Rolle des Katholizismus in seiner Jugend, der, wie der Autor später ausführt, "das nötige Glaubenspotential" (376) bereits abdeckte; hinzu kommen auf Autonomie zielende Erziehung zu Hause und eine wohl angeborene Sensibilität für Differenzierung. Aus der Hitler-Zeit bringt de Bruyn folgenden Grundsatz mit:

... was gewesen war, sollte nicht wiederkommen, und darunter verstand ich

vor allem, daß keine Zwangsorganisation mehr mein Leben bestimmen durfte, am wenigsten Militär. Darüber hinaus machte ich mir über die Zukunft der Deutschen keine Gedanken. Ich wollte auf eigne Verantwortung leben und von jeglicher Ordnung, wenn sie sein mußte, in Ruhe gelassen werden. (307)

Gefördert wurde dieser Grundsatz etwa durch die Freundschaft mit dem intellektuell vielseitigen und etwa gleichaltrigen Jörn, der in de Bruyn "die Sehnsucht nach einem bunten, vielgestaltigen Geistesleben" erweckte: "Sie bewahrte mich später vor der Versuchung, an neuer Dürre Genüge zu finden, und hielt meine Skepsis wach" (189). Als er und sein Freund H. später nach dem Krieg Thomas Manns *Tonio Kröger* lesen, wird diese Figur zum Vorbild:

Wie Tonio Kröger kannten wir die Einsamkeit in der Menge. Wie er, hatten wir in seelischer Notwehr gelernt, das Leiden an der Gesellschaft als Auszeichnung zu betrachten... Von ihm ließen wir uns bescheinigen, daß wir genauer erkennen und stärker empfinden konnten als andere... Er gab uns das Selbstbewußtsein, Schöpfer eigener Werte zu sein. Sensibilität und Intellekt, so lernten wir, sind die Grundlagen des Schöpferischen. ... Das machte uns skeptisch gegenüber den neu sich anbietenden Wertesystemen, besonders wenn ein Ausschließlichkeitsanspruch mit ihnen verbunden war. Um vergleichen und wählen zu können, war ein Überblick nötig. (348)

Auf diese Weise vor allem mit Skepsis gewappnet, ist es nur eine Frage der Zeit, bis de Bruyn mit dem Kollektivgeist des frühen DDR-Sozialismus in Konflikt gerät. Als Dorfschullehrer wird er denunziert, weil er im Deutschunterricht eine der *Xenien* von 1796 verwendet, "die besagt, daß ein jeder, sei er für sich auch klug und verständig, wenn er in Corpore wäre, zum Dummkopf würde" (367). Diese Art Konflikt mit der neuen Staatsmacht ist dann der Anlaß, den Schuldienst zu quittieren und in Berlin das Studium an einer Bibliotheksschule aufzunehmen, bei dem er aber auch nicht der neuen Ideologie entkommt. Doch dient ihm dort das Pflichtstudium der Grundlagen des Leninismus als "hartes Training im Umgang mit der Macht der Einheitspartei":

Man ... lernte die Werthierarchie der Probleme kennen, so daß man die zur Diskussion freigegebenen von den geheiligten unterscheiden konnte; und man wurde in die

geltende Sprachregelung eingeführt. Man begriff, daß man nie spontan reagieren, nie der ständigen Aufforderung zur Ehrlichkeit nachkommen durfte, daß man viel schweigen oder sich bedeckt halten mußte und Widerreden besser in Frageform kleidete, so daß sie wie Hilferufe eines nach Erkenntnissen Hungernden wirkten; denn die Fachschule war, wie der Staat, auch Missionsschule, deren Aufgabe in der Bekehrung der Heiden bestand. (373)

Es ist kein Wunder, daß de Bruyn bald die Parallelen zwischen dem Nationalsozialismus und dem Sozialismus in der DDR erkennt:

Denn formal und methodisch waren die beiden Ideologie-Antipoden sich ähnlich. Fahnen und Marschkolonnen, jubelnde Massen und stereotype Parolen, die Perfidie, Zwang als Freiwilligkeit ausszugeben, und die erneute Vergottung eines weisen, allmächtigen Führers erzeugten gleiche psychische Reaktionen, die bei mir als Widerwillen auftraten, vermischt mit Angst. (376)

Das erste Zitat spricht schon andeutend von eigener Unterordnung, aber auch die "Angst" im zweiten macht klar, daß de Bruyn keineswegs souverän über den Dingen steht.<sup>36</sup> Das ist auch an anderen Stellen zu beobachten: Als Gasthörer an der Humboldt-Universität ist der Autor von Wolfgang Harichs staatsstreuen Vorlesungen zum Marxismus enttäuscht, die ihm eher als abschreckendes Beispiel dafür dienen, "lieber den Schierlingsbecher als Unterwerfung zu wählen, doch wenn man täglich von Verhaftungen und Verschleppungen hörte, verging bald der Mut" (366). Nach seiner Ausbildung als Lehrer im Schnellverfahren in der SBZ wird de Bruyn in ein havelländisches Dorf geschickt, wo er unwillkommenerweise einen Lehrer ersetzen soll, der der NSDAP angehört hatte, und wo er von der politisch renitenten Dorfbevölkerung argwöhnisch aufgenommen wird. Rückblickend überlegt er: "Was mich hier, und später noch oft, nachdenklich hätte machen sollen, war die Problematik einer politischen Stellvertretung, die man auch antritt, wenn man sich mit der Macht, in deren Dienst man seine Tätigkeit ausübt, in Konflikten befindet oder sich von ihr innerlich distanziert" (329). Trotz der innerlichen Distanz weiß de Bruyn hier schon von eigenem Mitläufertum und eigener Verstrickung in die Macht. Zu welchem Grade der Autor später dann auch die äußerliche und öffentliche Distanz schaffte, geht z. T. aus seinen Romanen und Erzählungen hervor, bleibt aber als Thema, direkt auf de Bruyns Leben als DDR-

Schriftsteller und -Bürger bezogen, der Fortführung der Autobiographie vorbehalten.<sup>37</sup>

Im Hinblick auf diese Fortsetzung spielt Distanz in einem anderen Sinne ebenfalls eine Rolle. Während Heym direkt aus der DDR-Zeit heraus und Kant und Müller unmittelbar danach schreiben und ihnen somit der sachlicher abwägende Blick nicht möglich war, wird die Zeit, die sich de Bruyn nimmt, um den zweiten Teil seiner Autobiographie zu schreiben, sicher allgemeinen Distanz zum Stoff seines DDR-Lebens und der Objektivität des zu zeichnenden DDR-Bildes förderlich sein.<sup>38</sup> Die Tatsache, daß de Bruyn Heyms Selbstzentrierung, Kants zudeckende Schwatzhaftigkeit und Müllers Abgehobenheit fehlen, wird ebenfalls beim epischen Ausmalen eines DDR-Bildes von großem Vorteil sein.

So deutet vieles darauf hin, daß es in der Fortführung von de Bruyns Autobiographie auch nicht um versteckte Verklärungen und Verdrängungen, sondern um ein kritisches und breitgefächertes Aufarbeiten der DDR gehen wird, an deren vierzigjährigem Fortbestand auch der Autor seinen Anteil hatte. Dabei wird de Bruyn nicht um seine Stasi-Kontakte herumkommen, zumal Kant und Müller so "laut" davon in ihren Autobiographien schwiegen. Mit welcher schonungslosen Konsequenz de Bruyn dieses Thema ansprechen wird, war schon in seinem FAZ-Beitrag zu den Stasi-Kontakten zu beobachten, Kontakte, die er lange Zeit zu seinen Gunsten verfälscht hatte, doch bei der Akteneinsicht in ihrem vollen Umfang erkennen mußte:

Die Scham darüber, mich so gedemütigt zu haben, wird nicht weichen. ... Das Entsetzen darüber, eigenen Maßstäben zeitweilig nicht entsprochen zu haben, wird andauern. Mit dem angstschlotternden Wesen, das sich aus reiner Feigheit, nicht aus einer die Sache veredelnden Überzeugung, vor fast zwanzig Jahren Informationen abpressen ließ, muß ich fortan leben. Wie das gehen soll, ist noch fraglich. Die Folgen der Stasi "Legende" [so damals der Codename der Stasi-Intrige gegen de Bruyn], auf die ich damals hereinfiel, zerstören nun meine eigene Lebenslegende, die wohl jeder erfindet und braucht. Unversehens wird man zum Beispiel für die mögliche Identität von Täter und Opfer - der auf anderer Ebene eine Literatur, die die Macht kritisierte und doch stützte, entspricht. Zu einer Antwort auf die die Stasi-Debatte erst sinnvoll machende Frage, wie eine ungeliebte Diktatur sich so lange zu halten

vermochte, gehört nun auch ein Fingerzeig auf sich selbst.<sup>39</sup>

Das ist eine Sprache, die weder anklagt noch verteidigt. Es ist vielmehr eine Sprache, die die eigene Verzweiflung dokumentiert, doch nicht mitleidscheischend darauf beharrt, sondern zu einer durchleuchtenden und gültigen Selbstanalyse übergehen will. Es ist eine Sprache, die uns bei Kant und Müller und auch bei Heym fehlt.

Das Corinth-Gemälde vom Berliner Stadtschloß vorne auf dem Schutzumschlag von *Zwischenbilanz* ist schon erwähnt worden. Die letzten Zeilen der Autobiographie zur Sprengung des Schlosses durch Ulbricht lesen sich folgendermaßen: "Im September 1950 wurde mit den Sprengungen begonnen, zu Neujahr waren sie abgeschlossen, im April waren die Trümmer abgefahren, und in die Öde des riesigen, von Ruinen umstandenen Platzes wurde eine Tribüne für die Parteiführung gebaut" (378). Das wird zu einer Metapher für einen Staat, der Fragwürdiges im Vergleich zum Zerstörten aufbaut. Der Blick des zweiten Bandes auf diese DDR wird nüchtern, enthüllend und auch in dem Sinn aufschlußreich sein, wie de Bruyn diese Metapher weiter entwickelt angesichts Bestrebungen, das Berliner Stadtschloß zu rekonstruieren.<sup>40</sup>

Das Gedächtnis, auf das sich eine Autobiographie in der letzten Instanz berufen muß, ist äußerst unzuverlässig. Der Psychologie ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß unsere Erinnerung keineswegs wie ein Archiv oder eine Computerfestplatte arbeitet, von der Tatsachen und Zusammenhänge nach Belieben abgerufen werden können. Vielmehr montiert das Gedächtnis bruchstückhaft die Vergangenheit nach augenblicklichen Bedürfnissen und Dispositionen; eine Position der reinen Objektivität gegenüber der eigenen Vergangenheit ist so gut wie unmöglich.<sup>41</sup> Hinzu kommt, daß Schriftsteller Meister im Erfinden sind, was zu der Frage führt, ob sie letzten Endes wirklich am besten geeignet sind, aufrichtig und unverblümt über sich selbst in einer bestimmten Zeit zu schreiben. So sind die besprochenen Autobiographien mit größter Vorsicht zu lesen, und so viel die Fortsetzung von de Bruyns Lebensbericht verspricht, wird die Vorsicht auch daran anzuwenden sein, was sich de Bruyn sicher auch wünschen würde.<sup>42</sup> Die neuen Autobiographien von ehemaligen DDR-Schriftstellern helfen, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Erbe vorzubereiten. Letzten Endes bilden sie aber lediglich einen Teil der Schriften, die nicht nur von Literaten zu erbringen sind und die miteinander verglichen und gegeneinander abgewogen werden

müssen, bevor ein Bild der vierzigjährigen Existenz der DDR entsteht, das Bestand haben wird.

<sup>1</sup> In Westdeutschland erschien dieses Buch im selben Jahr unter dem Titel *Der Sturz des Engels. Erfahrungen mit Dichtung*.

<sup>2</sup> Loest hatte die Aufzeichnungen bereits 1972 in der DDR niedergeschrieben, doch gelangten sie erst in Westdeutschland zum Druck nach seinem Umzug dorthin. 1990 brachte Loest sie in dem von seinem Sohn nach der Wende gegründeten Linden-Verlag in Leipzig noch einmal heraus.

<sup>3</sup> Stefan Heym, *Nachruf* (München: C. Bertelsmann, 1988). 1990 erschien die Autobiographie in Ostberlin im Buchverlag Der Morgen. Alle Angaben nach der westdeutschen Ausgabe in Klammern.

<sup>4</sup> Hermann Kant *Abspann. Erinnerungen* (Berlin/Weimar: Aufbau, 1991). Alle Angaben nach diesem Text in Klammern.

<sup>5</sup> Heiner Müller, *Krieg ohne Schlacht. Leben in zwei Diktaturen* (Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1992). Alle Angaben nach diesem Text in Klammern.

<sup>6</sup> Günter de Bruyn, *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin* (Frankfurt/M.: S. Fischer, 1992). Alle Angaben nach diesem Text in Klammern.

<sup>7</sup> Marc Silberman, "Speaking with Silence: The GDR Author in the New Germany", *German Politics and Society* 29 (Summer 1993): 90.

<sup>8</sup> Vgl. das Interview mit de Bruyn, "Nachträglich noch so ein Krieg", *Wochenpost* 28 (8.7.1993): 22.

<sup>9</sup> Peter Graves, "Ironies of exile", *Times Literary Supplement* 4482 (24.2.-2.3.1989): 197.

<sup>10</sup> Ibid.

<sup>11</sup> Irma Hanke, "Für und Wider. Nachruf von Stephan Heym", *Weimarer Beiträge* 37.2 (1991): 217.

<sup>12</sup> Klara Droge, "Stefan Heym: Nachruf", *Neue Deutsche Hefte* 36.1 (1989): 129. Im selben Zusammenhang vgl. auch Erich Loest, "Bastion Schreibtisch. Nachruf- Stefan Heym legt seine Memoiren vor", *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 241 (15.10.1988), keine Seitenangabe: "Allmählich geht immer mehr an Weitsicht und Weitsicht verloren, beschränkt sich der Blick auf den eigenen Schreibtisch. Noch eine Querele mit einem Bürokraten und noch eine, es geht Heym nicht mehr um den Gehalt von Literatur, sondern um deren Durchsetzung. Zuletzt verengt sich das Panorama so, daß nur noch das eigene Spärbüchel bleibt."

<sup>13</sup> Ibid.

<sup>14</sup> Ibid.

<sup>15</sup> Von Distanz zu sich selbst spricht auch Graves in bezug auf Heym, wenn er schreibt: "From the title ('Obituary') onwards the dominant note is one of self-deprecation as the elderly Heym, writing mostly in the third person, looks down with a quizzical sometimes bewildered eye upon the twists and turns in the life of 'S.H.'" (197).

<sup>16</sup> Gegenwärtig liegen nur *Beiträge zu einer Biographie. Eine Freundesgabe für Stefan Heym zum 60. Geburtstag am 10. April 1973* (München: Kindler, 1973) vor, die aber

in der Hauptsache aus Dokumenten zu Heyms Leben bestehen.

<sup>17</sup> Nicht wenige DDR-Autoren haben Kants Memoiren rezensiert und haben ebenfalls kritisch auf seine ausufernde Schreibweise hingewiesen. De Bruyn schrieb: "Glänzende Formulierungen entwertet er durch sein Bestreben, ihnen eine Überdosis an Glanz zu geben, und da er Witz und Originalität, die er oft hat, in jedem Satz unter Beweis stellen will, wird er langstielig und umständlich, während das, was erzählt werden soll, stockt. Man liest und liest, bleibt aber oft auf der Stelle und fragt sich, ob die vielen Umschreibungen und Verschränkungen, die dem Autor anscheinend zufliegen, dem Leser aber gesucht erscheinen, nur schmückendes Beiwerk sind oder etwas verbergen sollen, die Wahrheit vielleicht" ("Scharfmaul und Prahlhans", *Die Zeit* 39 [27.9.1991]: 17). Bei Günter Kunert lesen wir von einem "Meisterwerk der Redundanz": "Statt die Dinge beim Namen zu nennen, für Klarheit und Sachlichkeit zu sorgen, windet er eine verbale Girlande nach der anderen um seine Objekte ("Memoiren eines Ex-Präsidenten", *Der Sturz vom Sockel. Feststellungen und Widersprüche* [München:Hanser, 1992] 23). Der Germanist Hans Richter urteilt wesentlich freundlicher in seiner Rezension: Die veränderten Bedingungen in der untergehenden DDR haben "ein episch gelassenes Nachspinnen des Lebensfadens ... ausgeschlossen." "Stilistische Homogenität" sei gar nicht "angestrebt" gewesen, und wäre das die "Zeilesetzung" gewesen, dann "wäre inhaltlichen Schwierigkeiten auszuweichen gewesen, da hätte der Autor die Reflexion des Heiklen in seiner persönlichen Geschichte weitergehend vermeiden müssen" (*GDR Bulletin* 19.2 [Fall 1993]: 17). Allerdings wird hier nicht klar, wieso stilistische Einheit die Reflexion schwieriger Sachverhalte ausschließt.

<sup>18</sup> De Bruyn, "Scharfmaul und Prahlhans", 17. In diesem Zusammenhang wird auch Richter (op. cit.) etwas kritischer: "Allerdings bin ich überzeugt, daß es dem Buch und dem Ansehen des Autors zuträglich gewesen wäre, wenn er sein auch hier wieder erwiesenes Vermögen pointierten Erzählens mehr zum kritischen Ausgestalten seiner Selbstdarstellung genutzt hätte" (17).

<sup>19</sup> De Bruyn, "Scharfmaul und Prahlhans", 17. Dieser Blick auf Kants Herumreden ist wesentlich differenzierter als bei Richter, der im Zusammenhang mit dem Ausschlußverfahren und Kants Schuldbekennntnis lediglich vermerkt: "Kann ein Mann wie Kant in diesen entscheidenden Punkten weiter gehen? Ich meine: nein" (17).

<sup>20</sup> Reinhard Andress, "Schwarzmalerei und Mohrenwäsche: Differenzierung ist notwendig." Ein Gespräch mit Joachim Walter, *GDR Bulletin* 18.2 (Fall 1992): 7.

<sup>21</sup> Ibid.

<sup>22</sup> Fritz Rudolf Fries, "Von der Einsamkeit des Langstreckenläufers. Hermann Kants Autobiographie", *Neue Deutsche Literatur* 39.11 (1991): 136.

<sup>23</sup> Ibid. 137.

<sup>24</sup> Im *Spiegel* war zu lesen: "Kant hat seine Freunde bespitzelt, er hat Journalisten, Verleger, Lektoren und

Literaten in beiden Teilen Deutschlands ausgehört. Kant schlug vor, wer veröffentlichten - oder wer diszipliniert werden sollte. Seine steile Karriere im SED-Staat, vom namenlosen Jungautor bis zum Präsidenten des DDR-Schriftstellerverbandes, vom einfachen Genossen bis zum ZK-Mitglied, erklärt sich nicht zuletzt mit dieser überraschend skrupellosen Kooperation ("Vermisse das Wort Pinscher.' Ein Staatsschriftsteller im Stasi-Dienst: Die Spitzel-Karriere des Genossen Hermann Kant alias IM 'Martin'", *Der Spiegel* 41 [5.10.92]: 323).

<sup>25</sup> Günter Kunert, "Memoiren eines Ex-Präsidenten", 28.

<sup>26</sup> Allerdings wird man bei Kant zwischen Person und Werk unterscheiden müssen, um diesem gerecht zu werden. Die bleibende Bedeutung eines Werkes mißt sich daran selbst und nicht an dem persönlichen Verhalten seines Erzeugers. So ist der Verfasser dieses Aufsatzes der Meinung, Kants Romane *Die Aula* (1965) und *Der Aufenthalt* (1979) werden wesentlich mehr Bestand als die Person des Autors haben.

<sup>27</sup> Vgl. Fritz-Jochen Kopka, "Ein Gefühl für das Unvermeidliche. Ein Dichter erzählt sein Leben und redet immer von der Arbeit", *Wochenpost* 30 (16.7.1992): 15.

<sup>28</sup> Ibid.

<sup>29</sup> Vgl. Fritz J. Raddatz, "Bemerkungen zu Heiner Müller und Christa Wolf. Von der Beschädigung der Literatur durch ihre Urheber", *Die Zeit* 14 (5.2. 1993): 17.

<sup>30</sup> Vgl. die Rezension von Pam Allen, die auch davon ausgeht, daß ein zweiter Band Müller-Memoiren folgen wird. Dazu schreibt sie: "In writing--or dictating--the next life story, Müller will hopefully be more engaged and more honest about his backstage activity" (*GDR Bulletin* 19.2 [Fall 1993]: 19).

<sup>31</sup> Kopka, 16.

<sup>32</sup> Allen, 20.

<sup>33</sup> Kopka, 16.

<sup>34</sup> Allen betont diesen Aspekt von Müllers Aufzeichnungen: "... it provides a manageable introduction to the cryptic texts of this elusive artist. ... Much more than a biography, this work is a document about writing and publishing in the GDR--and how it was promoted or hindered" (19).

<sup>35</sup> Vgl. die Rezension von Jürgen Engler, "Übung, die Wahrheit zu sagen. Günter de Bruyns Autobiographie - fast ein klassisches Muster", *Wochenpost* 20 (7.5.1992): 18.

<sup>36</sup> In diesem Zusammenhang vgl. "Ich hatte immer Angst". Interview mit Günter de Bruyn über seine Autobiographie *Zwischenbilanz* und die Aufbaujahre der DDR", *Der Spiegel* 14 (30.3.1992): 256-258.

<sup>37</sup> Zum zweiten Teil seiner Autobiographie und zu seiner Distanz zur DDR sagte de Bruyn in einem Interview: "Meine Autobiographie werde ich fortsetzen, und das wird auch eine Biographie der DDR sein aus meiner Sicht. Aus der Sicht eines Mannes also, der zwar immer mit innerer Distanz zu dem Staat gelebt hat, aber doch in ihm und mit ihm, von Anfang bis Ende, fast ein ganzes Leben also, von dem ich nicht sagen kann, daß es verloren sei. Es war ein Leben mit Angst, Wut und Enttäuschung, aber ein ganz

normales, mit Freuden und Leiden auch. Und so wird in dem Buch dann wohl auch die DDR erscheinen: mit ihren Schrecken, mit ihrer Normalität und auch Banalität" (Anke Westphal und Helmut Fensch, "Der Blick durchs umgekehrte Fernrohr. Ein Gespräch mit Günter de Bruyn zum Erscheinen seines Buches *Zwischenbilanz*", *Neue Zeitung* 69 [21.5.1992]: 14).

<sup>38</sup> Mit seiner abwartenden Haltung beherzigt de Bruyn den Rat, den er Kant gab, als er in seiner Rezension zum *Abspann* schrieb, dieser hätte sich darauf beschränken sollen, "nur einen schmalen Band über seine Jugend herauszugeben", denn dieser Teil des Buches sei "echt" und "glaubhaft". Der Rest sei zu einem "Enthüllungs- und Rechtfertigungswälzer" geraten, ein Problem, das de Bruyn durch die zeitliche Distanz offensichtlich vermeiden will ("Scharfmaul und Prahlhans", 17). In einem Interview sagte der Autor noch zusätzlich: "Man kann nicht erwarten, die Ereignisse von 'gestern' heute schon im Roman lesen zu können. Die große Literatur über den Ersten Weltkrieg erschien frühestens zehn Jahre nach seiner Beendigung. Wenn es jetzt schon zehn Romane über die Einheit gäbe, wären es zehn schlechte" (Westphal und Fensch, "Der Blick durchs umgekehrte Fernrohr", 14).

<sup>39</sup> Günter de Bruyn, "Dieses Mißtrauen gegen mich selbst. Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit: Ein Beitrag zum Umgang mit den Stasi-Akten", *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (18.2.93), keine Seitenangabe.

<sup>40</sup> *Zwischenbilanz* ist sehr positiv rezensiert worden, so z. B. von Dorothea von Törne: "Vor allem aber liegt hier ein Stück Prosa vor, das - obwohl geprägt von vier Jahrzehnten DDR - zur deutschen Nationalliteratur gehört, weil es den humanistischen Anspruch an keiner Stelle verleugnet. Es ist ein unterhaltsamer Lebensbericht voller Authentizität. Sein Verfasser hat sich Sprachkultur und moralische Integrität in hohem Maße bewahrt" ("Die Freiheit des Geistes gegen staatlichen Zwang. Die Autobiographie Günter de Bruyns eröffnet überraschenden Einsichten in die Hintergründe seiner Erzählungen und Romane", *Neue Zeitung* 69 [21.5.1992]: 14). Vgl. auch Engler, 18.

<sup>41</sup> Vgl. Rolf Degen, "Gedächtnis als Theater. Die Vergangenheit wird im Kopf neu aufgeführt - und verfälscht", *Die Zeit* 48 (1.10.93): 18 und Eugene Winograd und Ulrich Neisser (Hg.), *Affect and Accuracy in Recall* (Cambridge: Cambridge University Press, 1993).

<sup>42</sup> Daß de Bruyn selbst seine Erinnerungen hinterfragt, bestätigte er, als er in einem Interview davon sprach, wie er seine Kontakte zur Stasi verdrängt hätte, und diese Erfahrung dann im Hinblick auf das Schreiben seiner Autobiographie verallgemeinerte: "Jetzt, wo ich wieder Autobiographie schreibe, kommt plötzlich die Furcht auf, was von dem, das man in der Erinnerung als Wahrheit ausgibt, ebenso verfälscht sein könnte. Man wird sich selbst und seiner Erinnerung unsicher" ("Nachträglich noch so ein Krieg", 22).